

Rezension

Autor(en): **Chappuis Isabelle / Furter, Reto / Gredig-Steinmann, Hansjürg**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(1999)**

Heft 3

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

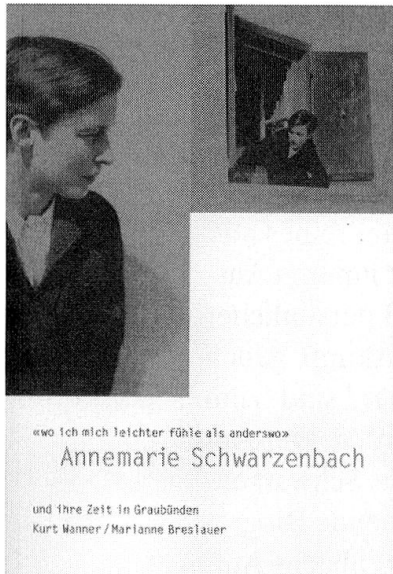
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rezension



Kurt Wanner, Marianne Breslauer

**«Wo ich mich leichter fühle als anderswo»
Annemarie Schwarzenbach
und ihre Zeit in Graubünden**

Verlag Bündner Monatsblatt, Chur
1997, 2. Auflage, Chur 1999
Fr. 32.–

«... dass es unmöglich ist, sie an einem bestimmten Ort festzuhalten», müsste der Titel zu diesem Buch über Annemarie Schwarzenbach (1908–1942) eigentlich lauten. Kurt Wanner zeichnet darin das bewegte Leben der bekannten Historikerin, Schriftstellerin und Journalistin nach und geht besonders auf ihre zahlreichen Aufenthalte in Graubünden ein. Das Recht zu dieser vorwiegend auf einen Aspekt beschränkten und deshalb bruchstückhaften biographischen Darstellung nahm sich der Autor, der mit «Der Himmel schon südlich, die Luft aber frisch» 1993 bereits eine Publikation zum Verhältnis verschiedenster KünstlerInnen zu Graubünden verfasst hat, aus den Äusserungen Schwarzenbachs, dass das Engadin ihr «ureigenster Boden» sei, sie sich dort «leichter fühle als anderswo» und es «... wirklich mehr als eine Zufalls- und Wahlheimat» sei.

Mit Graubünden und besonders mit dem Engadin war die 1908 in Zürich geborene Annemarie Schwarzenbach in verschiedener Art und Weise vertraut und verbunden. Auf der Lenzerheide und in Zuoz verbrachte das Kind aus einer wohlhabenden Industriellenfamilie regelmässig die Winterferien. Als Jugendliche besuchte Schwarzenbach zwei Jahre lang das Hochalpine Töchterinstitut in Ftan. Später weilte sie als Gast in den mondänen Hotels des Oberengadins. Ab 1934 mietete sie ein Haus in Sils Baselgia, das ihr während fast eines Jahrzehnts immer wieder als Wohnsitz diente. In Sils erholte sie sich von ihren langen Reisen nach Afrika, in den Orient und nach Amerika, in Sils ging sie auch ihrer schriftstellerischen Arbeit nach, und dorthin lud sie ihre Freunde und Freundinnen ein. Im Engadin schliesslich fand das Leben dieser ungewöhnlichen Frau 1942 durch einen Fahrradunfall ein tragisches und frühes Ende.

Nicht nur ihr Lebensweg ist mit dieser Landschaft verknüpft, auch in schriftlicher Form hat sich Annemarie Schwarzenbach mit Graubünden beschäftigt. So verfasste sie als Historikerin eine Dissertation mit dem Titel «Beiträge zur Geschichte des Oberengadins im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit». Als Reisejournalistin wiederum charakterisiert sie das Engadin unter anderem folgendermassen: «... für viele, und für die aller-verschiedensten Leute besitzt diese zugleich warme und harte Landschaft eine, wenn man so will, mysteriöse Anziehungskraft. Es ist ein reines und kühles Bergtal, von südlicher intensiver Farbigkeit und einer inneren Ausgewogenheit ...». Die Quellen, die jedoch eingehender und persönlicher über ihr Verhältnis zu Graubünden und zum Engadin Auskunft geben könnten, nämlich Schwarzenbachs Briefe und Tagebücher, sind zum grössten Teil nach deren Tod von der Mutter vernichtet worden. Der Autor stützt sich deshalb vor allem auf die erhaltenen Briefe Schwarzenbachs an die Geschwister Klaus und Erika Mann, auf bestehende Biographien sowie auf zahlreiche andere Dokumente, die Schwarzenbachs Aufenthalte in Graubünden belegen oder kommentieren.

Die Nacherzählung wirkt jedoch stets dort am lebendigsten, wo Schwarzenbach in der ihr eigenen, wunderbaren Sprache zu Worte kommt. Ihr (Er-)Leben und Denken werden für kurze Zeit greifbar, und ihre Person nimmt Gestalt an. Ein Beispiel dafür ist ein zitierter Brief Schwarzenbachs an ihren Onkel Georg Reinhart, den bekannten Winterthurer Industriellen und Kunstfreund, in welchem sich die Ftaner Schülerin für die gewünschten Räucherstäbchen bedankt: «Die Leute meinen hier, ich sei verrückt. Aber durch die neu eingerichtete Ecke ist doch ein kleines Heiligtum entstanden, das nichts von der Banalität all meiner Aufgaben hat. Im Gegenteil: sie wirft einen roten Schein der Mystik gerade auf die [mathematischen] Formeln, die ich – nicht verstehe. Morgen werde ich die Räucherstäbchen abbrennen (bei Neumond).»

Das Buch vermittelt ein Bild einer überaus modernen, unabhängigen und unangepassten – fast ist man versucht zu sagen: entsprechend unglücklichen – Frau in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Obwohl die Darstellung fast ausschliesslich auf Schwarzenbachs Zeit in Graubünden eingeht, gelingt es dem Autor, etwas von der Persönlichkeit dieses rätselhaften und faszinierenden Menschen wiederzugeben und den schwer fassbaren Zauber, den Schwarzenbach ausstrahlte, flüchtig aufleben zu lassen. Vieles ist bewusst nur angedeutet: die langen und abenteuerlichen Reisen, die schriftstellerische Tätigkeit, die Suchtprobleme oder auch die freundschaftlichen Beziehungen, welche sie zu interessanten und bekannten Zeitgenossen und Zeitgenossinnen wie den Geschwistern Mann, der Zürcher Schauspielerin Therese Giehse oder der Künstlerin Sonja Sekula unterhielt.

Das Buch versucht, die Bedeutung Graubündens sowohl für die Historikerin, Journalistin und Schriftstellerin als auch für den Men-

schen Annemarie Schwarzenbach herauszuarbeiten. Ohne Zweifel war vor allem das Engadin ein besonderer Ort für die junge, innerlich und äusserlich rastlose Frau, aber ihre Beziehung zu dieser Gegend bleibt letztlich schemenhaft. Ihren Aussagen geht – wohltuenderweise – der im Zusammenhang mit dem Engadin oft vernommene, übermässig verklärende oder verherrlichende Unterton ab. Und sie war sich auch der Kehrseite der vielgepriesenen, abgelegenen Bergregion durchaus bewusst; «frei ausschreiten oder ungehindert in die Ferne blicken» sei im Gebirge nicht möglich, schreibt sie 1932.

Das Buch leidet (von den zahlreichen Druckfehlern einmal abgesehen) etwas unter mangelndem stilistischen Zusammenhalt. Die zahlreichen, sehr unterschiedlichen Zitate und das stetige Unterwegssein Schwarzenbachs verleihen dem Text eine kurzatmige Unruhe. Die Form setzt sich aus einer eigenartigen Mischung aus wissenschaftlichem Ansatz, vereinzelt spekulativen Äusserungen und persönlichen Stellungnahme des Autors zusammen. Es fragt sich, ob der Einschub der Gutachten heutiger Historiker, die Schwarzenbachs Dissertation auf ihre gegenwärtige Verwendbarkeit hin überprüfen und sich in Sätzen wie «heute noch brauchbar...» äussern, wirklich notwendig war. Es ist ferner tröstlich zu wissen, dass Annemarie Schwarzenbach nach Einschätzung ihrer Freunde und Freundinnen eine gute Historikerin geworden wäre. Aber solche Urteile sind fragwürdig, da sie die Tatsache, dass die junge Frau offensichtlich nicht die Absicht hatte, ausschliesslich Historikerin zu sein, übergehen und ihre schriftstellerische Leistung ausser acht lassen.

Eine grosse Hilfe, sich ein Bild dieser ungewöhnlichen Persönlichkeit zu machen, bieten die zahlreichen fotografischen Aufnahmen von Schwarzenbachs Zeitgenossin Marianne Breslauer (*1909). Es sind zum grossen Teil im Engadin entstandene Einzelporträts, welche die junge Frau vor oder um ihr Haus in Sils zeigen. Annemarie Schwarzenbach bleibt auch in den Fotografien – der Berlinerin Breslauer, die sich ungern im Engadin aufhielt – nur schwer fassbar; stets ist sie in sich gekehrt, und die unbenennbare Traurigkeit, die sie oft umgibt, wirkt nie aufgesetzt. Die streng gescheitelte Kurzhaarfrisur steht in einem starken Gegensatz zu ihren feinen und schön gezeichneten Gesichtszügen. Einmal im modischen Anzug, dann in saloppen, weiten Manchesterhosen, macht sie insgesamt einen verletzlichen und unnahbaren Eindruck. Im Kleid schliesslich wirkt sie am wenigsten wie sie selbst, und fast allen Abbildungen haftet etwas Ätherisches, Lebensfernes an. Vielleicht war dies mit ein Grund, weshalb sich Schwarzenbach gern im Engadin aufhielt, dessen Wirkung sie schon im Alter von achtzehn Jahren mit folgenden Worten beschrieb: «Hier ist, als sei alles fern und unwirklich geworden. Alles. Und ich weiss doch, dass ich es wirklich erlebte.»

Isabelle Chappuis

Rezeption



Historische Statistik der Schweiz, Statistique historique de la Suisse, Historical Statistics of Switzerland,

unter der Leitung von Hansjörg Siegenthaler,
herausgegeben von Heiner Ritzmann-Blickenstorfer, Zürich, Chronos Verlag
1996, 1221 S., Fr. 198.–

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts, dem Beginn des «statistischen Zeitalters», wurden in der Schweiz in allen Bereichen mehr oder weniger präzise und ausführliche Daten gesammelt und ausgewertet. In einer ersten Phase beschränkte sich die Sammeltätigkeit auf Bevölkerungszählungen, auf die genormte Registrierung von Geburten und Todesfällen, daneben auch auf erste Erhebungen im Areal- und Agrarbereich. Im 20. Jahrhundert erfassten die Datensammler nahezu alle Lebensbereiche vom Wetter bis zur Kultur, vom Staatshaushalt zum Strafwesen, von der industriellen Produktion bis zu den Schadstoffemissionen. Die Publikation der Daten erfolgte – wenn überhaupt – in diversen staatlichen, halbstaatlichen und privaten Lieferungen, welche heute teils nur mehr mit Mühe greifbar sind. Ein erklärtes Ziel der Autoren um Heiner Ritzmann-Blickenstorfer war es denn auch, einem breiteren Publikum die Möglichkeit zu geben, «sich mit einem Minimum an zeitlichem Aufwand über mittel- und langfristige Entwicklungen sachkundig zu machen, was durch die Konsultation eines einzelnen Bandes des Statistischen Jahrbuchs der Schweiz oder einer Publikation des Eidgenössischen Statistischen Amtes in der Regel eben gerade nicht geschehen kann». Der Band senkt – noch einmal mit den Worten Hansjörg Siegenthalers – «die Kosten einer integrativen Sicht historischer Entwicklung, indem er die Aufmerksamkeit auf so manches lenkt, was nicht zur eigentlichen Sache dieses oder jenes Spezialisten gehört, aber diese Sache doch in ein neues Licht rückt».

Ein bündnerisches, ein stadtzürcherisches und ein gesamtschweizerisches Beispiel verweisen – ohne jeglichen Anspruch auf Repräsentativität – auf die breite Themenvielfalt, welcher in weiten Bereichen nur interpretativ beizukommen ist.

(1) Zwischen 1939 und 1990 erhöhte sich der Bestand an landwirtschaftlichen Traktoren in Graubünden von 23 auf 2316 Maschinen, gleichzeitig verringerte sich die durchschnittliche Parzellenanzahl je Betrieb von 20 auf 16, die durchschnittliche Parzellengrösse stieg hingegen von 19 auf 72 Aren an. Die intensive Automatisierung und Rationalisierung im 20. Jahrhundert zeigt sich auch am Aufkommen der Futtersilobehälter, welche den Betrieb und Unterhalt von zahlreichen Aussenscheunen weitgehend überflüssig machten. Seit 1955 gibt es immer mehr Betriebe mit Futtersilobehältern, und vor allem werden diese immer grösser: 1955 wurden in Graubünden 455 Betriebe mit Silobehältern (durchschnittliches Fassungsvermögen je Betrieb: 2 m^3), 1990 hingegen – bei einer stark gesunkenen absoluten Anzahl der Betriebe – bereits 1624 Betriebe (durchschnittliches Fassungsvermögen je Betrieb: 96 m^3) gezählt. 1955 besaßen nur vier von hundert Landwirtschaftsbetrieben überhaupt Silobehälter, 1990 war es jeder dritte Betrieb.

(2) Wilhelm Tell stand hoch im Kurs bei den Besuchern des Stadtheaters Zürich, wenigstens jener *Wilhelm Tell* von Friedrich Schiller: 309 mal wurde das Stück zwischen 1834 und 1934 aufgeführt, *Maria Stuart* und die *Räuber* brachten es immerhin auf 105 bzw. 104 Aufführungen. In der Zürcher Oberschicht weniger beliebt war Goethe, der es mit seinem *Faust* auf 63 Aufführungen brachte, mit dem *Götz von Berlichingen* gar nur auf 33. Allerdings – so könnte Goethe posthum gedacht haben – besser als der von ihm wenig geschätzte Heinrich von Kleist, dessen *zerbrochener Krug* noch auf eine Aufführung weniger kam. Die zürcherische Szene bestimmten damals jedoch weniger die Dramatiker als vielmehr die Opernkomponisten. Wagner wurde zwischen 1844 und 1934 beinahe 1300 mal gespielt, zwischen 1904 und 1914 allein 329 mal. Spitzenreiter waren *Tannhäuser* und *Lohengrin*. Wagner auf den Fersen waren vor allem Mozart (*Zauberflöte*) und Verdi (*Troubadour*), daneben noch Weber (*Freischütz*).

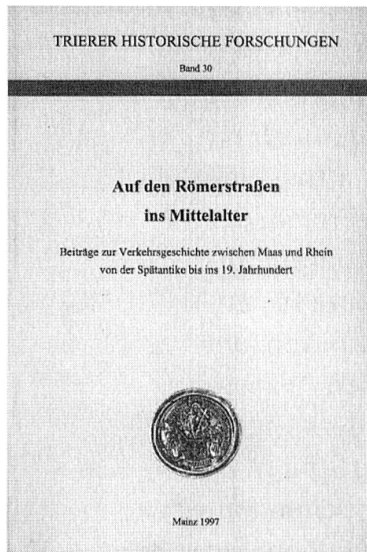
(3) Die Schweiz wird immer stärker von Strassen durchzogen und von Autos besetzt. 1962 konnten 667'000 Autos insgesamt 57'000 km Strassen befahren, 1982 wurden 2.48 Millionen Autos und 70'700 Strassenkilometer gezählt. Damit konnte – lässt man die übrigen Verkehrsteilnehmer ausser acht – anfangs der sechziger Jahre ein Auto (bzw. dessen Fahrer) durchschnittlich 85 m Strasse für sich beanspruchen, 1982 waren es noch knapp 29 Meter. Die Strassenausgaben stiegen überproportional an: 1959 wurden gesamthaft 12'000 Franken je Strassenmeter ausgegeben, 1984 waren es (nicht inflationsbereinigte) 63'000 Franken. Dass die Strassenausgaben weniger von der Strassenlänge als vielmehr von der Zahl der Verkehrsteilnehmer abhängen, zeigen die durchschnittlichen Strassenausgaben je Auto deutlich, welche seit 1962 unverändert zwischen 1800 und 2050 Franken betragen.

Die drei Beispiele mögen die inhaltliche Dimension des Bandes andeuten, die nutzungseinschränkende physische Ausstattung erhellen sie nicht. Mit 1221 Seiten, geschätzten 1000 Tabellen und stolzen 5 Kilogramm Gewicht wird die Historische Statistik der Schweiz leider kaum in jedes Büchergestell Eingang finden. Dass es sich bei diesem Umfang um einen Kompromiss und um eine Beschränkung auf die als wesentlich erachteten statistischen Daten handelt, muss allerdings ebenfalls kaum erwähnt werden.

Der Band schliesst nun auch für die schweizerische historische Forschung eine Lücke, welche schon seit längerer Zeit mit Bedauern festgestellt wurde. Über mangelnde Benutzung wird sich denn auch niemand beklagen müssen.

Reto Furter

Rezension



Ingrid Heike Ringel:

**Kontinuität und Wandel.
Die Bündner Pässe Julier und
Septimer von der Antike bis
ins Mittelalter**

Sonderdruck aus: **Auf den Römerstrassen ins Mittelalter**. Beiträge zur Verkehrsgeschichte zwischen Maas und Rhein von der Spätantike bis ins 19. Jahrhundert, herausgegeben von Friedhelm Burgard und Alfred Haverkamp.

Trierer Historische Forschungen, Bd. 30. Mainz, Verlag Philipp von Zabern, 1997, Fr. 116.–

Vor den Römern, so die Meinung, lief wenig zwischen dem kalten Norden und dem Mittelmeerraum. Mit dem Alpenfeldzug um 15 vor Chr. begann die 400-jährige Herrschaft der Römer, welche intensiven Verkehr von Menschen und Waren mit sich brachte. Auf wichtigen, von den Römern benutzten Übergängen wie dem Grossen St. Bernhard, den Bündner Pässen Septimer, Julier und Splügen sowie dem Brenner erinnern Meilensteine, Münzfunde, Säulen oder Karrenspuren an jene Zeit. Das Ende der weströmischen Herrschaft wird gemeinhin gleichgesetzt mit einem radikalen Bruch im wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Leben und dem Beginn des «finsternen Mittelalters». Zweifellos eine ziemlich oberflächliche Betrachtung, wie der Aufsatz der deutschen Historikerin Ingrid Heike Ringel zeigt.

Sie machte sich vor etlichen Jahren daran, den gewaltigen Zeitraum von den Römern bis ins Mittelalter beziehungsweise in die Neuzeit zu untersuchen, und zwar anhand der Verkehrsgeschichte über die Pässe Julier und Septimer. Nach aufwendigem Studium der Quellen und der unübersichtlichen und weitläufigen Literatur liegt nun ein erster Teil ihrer Ergebnisse vor. Ein prägnant geschriebener Aufsatz mit bemerkenswerten Ergebnissen.

Welche Möglichkeiten haben wir überhaupt, um nachzuweisen, ob – und wenn ja – wie häufig der Julier- und Septimerpass von und seit den Römern begangen wurde? Ingrid Ringel benutzt dafür die üblichen Quellen wie das Itinerarium Antonini, ein Streckenverzeichnis aus dem 3. Jahrhundert, in welchem u.a. Chur, Tinizong und Castelmur im Bergell figurieren; die Julier-/Septimerroute ist also klar festgelegt. Daneben gibt sie einen Überblick über die aufschlussreichen archäologischen Funde. Besonders hervorzuheben ist, dass sie die Gelände-

forschung mit einbezieht – seit Armon Planta unabdingbar, bei einigen Historikern aber noch keine Selbstverständlichkeit. Durch seine, aber auch durch die Arbeit des Inventars historischer Verkehrswege der Schweiz (IVS) konnten bisher einige, rein historisch abgestützte Thesen relativiert werden. Ingrid Ringel bringt die bisherigen, thematisch oft eng gefassten Arbeiten zusammen, gewichtet sie neu und hinterfragt manche zum Klischee erstarrte Meinung. So vermutet sie zum Beispiel, das Fehlen der Julier-Septimer-Route in der Tabula Peutingeriana, der zweiten wichtigen Quelle aus dem Altertum, sei vielleicht darauf zurückzuführen, dass der hochmittelalterliche Kopist diese Route für unbedeutend hielt und deshalb wegliess. Die tiefen Karrenspuren am Julier setzt zwar auch sie am ehesten mit dem römischen Warentransport in Zusammenhang, allerdings nicht ohne Anmerkungen: reichten 400 Jahre aus, um – vom Frühjahr bis Herbst – solche Spuren zu hinterlassen? Zudem weiss man, dass keineswegs alle römischen Importe aus Italien stammten, sondern auch aus Spanien und Gallien. Sie hält es im übrigen für durchaus denkbar, dass die tiefen Karrengeleise teilweise herausgemesselt wurden – eine Vorstellung, die sich auch bei den jüngsten Forschungen durch Guy Schneider (IVS) in Vuiteboeuf im Neuenburger Jura bestätigte. Schwere Lasten zu transportieren war äusserst problematisch, wie Frau Ringel am Beispiel der primitiven Anschirrungsart der Ochsen darlegt. Fast auf die gleiche Weise wie die Römer soll man im Oberhalbstein noch bis ins 20. Jahrhundert die Ochsen angeschirrt haben! Ingrid Ringel hält es für möglich, dass der Julier bereits für vorrömische Erztransporte benutzt wurde und dass er andererseits in der Karolingerzeit, also im Frühmittelalter, der bevorzugte Fernpass war. Für die Marmortransporte aus dem Vintschgau nach Chur im 8. Jahrhundert hält sie den Julier den einzig möglichen Übergang. Dies alles deutet darauf hin, dass die Karrengeleise über eine wesentlich längere Zeit entstanden sein könnten.

Im Vergleich Julier-Septimerpass wird oft die Frage gestellt, wann welcher Pass den Hauptverkehr auf sich zog. Gemäss Ingrid Ringel können die Funde am Septimer mehrheitlich in die augusteische Zeit datiert werden, diejenigen auf dem Julier vorwiegend ins 4. Jahrhundert. Man dürfe, so die Autorin, daher annehmen, dass der Septimer höchstens in einer römischen Frühphase von Belang gewesen sei, dann aber ganz klar hinter den Julier zurücktreten musste. Das Bergell gehörte schon vor dem Alpenfeldzug zum Römerreich, Engadin und Julier erst später. War der Julier somit der fahrbare römische Hauptpass, der Septimer ein Nebenpass für den eiligen Fuss und Saumverkehr? Sehr wohl denkbar.

Aus den ersten Jahrhunderten nach dem Untergang der Römerherrschaft gibt es für die beiden Pässe praktisch keine Quellen. Anders in fränkischer Zeit, wo nach Ringel Parallelen zum römischen Trans-

portwesen festgestellt werden können. Die karolingische Verkehrsorganisation sei mit dem römischen Kurier- und Transportwesen, dem *cursus publicus*, vergleichbar und zudem seien die Stationen gemäss churrätischem Reichsurbar von 834 durchaus mit den römischen Stationen vergleichbar.

Eine interessante Feststellung macht Ingrid Ringel zur Behauptung, auf dem Septimer habe schon im 9. Jahrhundert ein Hospiz gestanden, das «*xenodochium sancti Petri*». Sie erklärt überzeugend, dass es sich bei diesem vermuteten frühen Septimerhospiz offensichtlich um das Kloster Mistail gehandelt hat, von wo aus um 1100 dann erstmals auf dem Pass selber eine Unterkunft gegründet wurde.

Ingrid Ringel kommt zum Schluss, dass im Verkehrssystem in diesem Raum zwischen Antike und Mittelalter kaum eine Zäsur eingetreten sei, sondern dass man vielmehr von Kontinuität sprechen könne, die sich auch in kirchlicher und sprachlich-kultureller Ebene, in Verfassung und Recht manifestiere. Ein Kontinuitätsbruch trat nach Ringel erst später, nämlich im Hochmittelalter, ein. Etwa vom Jahr 1000 an war der Septimerpass für einige Jahrhunderte der mit Abstand wichtigste Nord-Süd-Übergang der Region. Der Julierpass spielte daneben eine unbedeutende Rolle.

Mit dem vorliegenden Aufsatz präsentiert Ingrid Ringel eine dichte, gut lesbare und einleuchtende Interpretation, wie man sich die Verkehrsgeschichte dieser Transitroute von der Antike bis ins Mittelalter vorstellen könnte. Gleichzeitig wird aber auch klar, dass die Quellen nicht ausreichen, diesen riesigen Zeitraum definitiv zu (er)klären. Vom Mittelalter bis in die Neuzeit sieht die Quellenlage besser aus. Zweifellos erwartet uns im zweiten Teil der Arbeit einiges an neuen Erkenntnissen.

Hansjürg Gredig-Steinmann